



© **Prof. Dr. Gerd Schwerhoff; 2000/ 2005**

## **Epochenschwelle oder Alteuropakontinuität?**

### **Der Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit in der neueren Forschung**

*(Einleitungsreferat zur 58. Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn „Die Zeit der Reformen. Das Rheinland am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit 1450-1550“ am 26. 9. 2000)*

Weitschweifige Überlegungen zur Periodisierung und zur Epocheneinteilung, so hat einmal einer meiner strengen Bielefelder Ex-Kollegen gesagt, seien entweder eine Angelegenheit für verdiente Emeriti oder eine Ausweichstrategie für Historiker, die nicht mit Quellen umzugehen verstünden. Sie werden verstehen, daß es mir angesichts dieses Diktums am Herzen liegt zu betonen, daß der nachfolgende Vortrag gewissermaßen eine Auftragsarbeit des Veranstalters darstellt – natürlich liegt die Verantwortung für das Gesagte trotzdem zu 100% bei mir! Was ich – nach Absprache mit Herrn Groten – bieten kann, ist bescheiden genug: Weder werde ich ein historisches Gesamtgemälde jener „Zeit der Reformen“ zeichnen; noch einen konzisen Abriß der Historiographiegeschichte geben können. Lediglich einige zentrale historiographische Konzepte sollen in Erinnerung gerufen und auf Relevanz und Stichhaltigkeit befragt werden, um eine Art 'Rahmen' für unser gemeinsames Vorhaben zu geben – kein Prokrustesbett, in das alle einschlägigen Themen sich einzwängen ließen, sondern eher einige Bezugspunkte, auf den gelegentlich mit Gewinn zurückgegriffen werden könnte.

Was mich zu dieser Aufgabe prädestiniert, ist offensichtlich weder der Status eines verdienten Alt-Gelehrten, noch – so hoffe ich - meine Quellenscheu, vielleicht aber meine besondere wissenschaftliche Sozialisation im Arbeitsbereich 'Spätmittelalter/Frühe Neuzeit' der bereits erwähnten Bielefelder Universität. Dort war es möglich, bei meinem akademischen Lehrer Klaus Schreiner, einem Mediävisten, über ein frühneuzeitliches Thema meine Magisterarbeit zu schreiben und über Köln im 16. Jahrhundert promoviert zu werden. Die Habil.-Arbeit behandelte dann ein Spezialthema vom 13. bis zum 17. Jahrhundert. Auch

in der Lehre, z. B. im Proseminar, war die Verkoppelung von Spätmittelalter und Früher Neuzeit nicht nur möglich, sondern geradezu verpflichtend. Erst mit der Zeit wurde mir klar, wie wenig selbstverständlich dieser 'alteuropäische' Zuschnitt des Curriculums war. Und spätestens als Assistent lernte ich, daß ein solches wissenschaftliches Profil karrierestrategisch zumindest von zweifelhaftem Wert war. Dem vordergründigen Schulterklopfen und den Beteuerungen, eine solche 'Doppelkompetenz' sei doch begrüßenswert und außerdem sachadäquat, standen Befürchtungen entgegen, bei der Besetzung konkreter Stellen würde diese Doppelkompetenz doch eher als mediävistische oder frühneuzeitliche 'Halbbildung' gewertet werden.

Ich hoffe, Sie sehen mir diesen biographischen Einstieg in das Thema nach, der tatsächlich eher einem Emeritus zustände. Ich halte derlei Erfahrungen und Erwägungen allerdings nicht für völlig fernliegend. Bei der Diskussion über Periodisierungs- und Epochenkonzepte kommen – mehr noch als bei anderen Materien – einige vordergründig 'sachfremde' Dimensionen ins Spiel. Einmal ist die Abhängigkeit dieser Konzepte von weltanschaulich-ideologischen Prämissen evident. Diese Tatsache läßt sich schon an der wissenschaftlichen Karriere des 'Mittelalter'-Begriffs und der daran anknüpfenden Trias 'Antike – Mittelalter – Neuzeit' exemplifizieren; hier ging die negative Stigmatisierung des *medium aevium* mit der positive Stilisierung der angebrochenen neuen Zeit als 'fortschrittlich' Hand in Hand. Nebenbei sei daran erinnert, daß der Mittelalter-Begriff zwar 1693 vom Hallenser Professor Christoph Cellarius aufgegriffen und popularisiert wurde, daß es sich aber dabei um eine Begriffsprägung der spätmittelalterlichen Humanisten handelt – wenn man will, kann man darin also ein Indiz für die zeitgenössische Wahrnehmung einer Epochenzäsur sehen, die sich (jedenfalls in Deutschland) genau in jenem Jahrhundert zwischen 1450 und 1550 verstärkt artikulierte.<sup>1</sup> Ebenso wie der Mittelalter-Begriff war auch die Ausdeutung der Reformation als Epochenlinie weltanschaulich determiniert: Das gilt für die in der deutschen Historiographie lange dominante Reformationsdeutung Rankescher Prägung, nach der Luther gleichsam den Wendepunkt der nationalen Geschichte Deutschlands markierte, ebenso wie für das mit der politischen Wende vor 10 Jahren eher sang- und klanglos zu Grabe getragene marxistische Konzept der 'Frühbürgerlichen Revolution'. Auch der 'Alteuropa'-Begriff selbst ist von ideologischen Untertönen nicht frei – dazu später noch mehr.

Zur weltanschaulichen Selbstvergewisserung im Medium der Periodisierung tritt noch ein zweites Moment: die Selbstvergewisserung über den eigenen professionellen Ort im Spektrum der Disziplin. Schon längst ist die überkommene Periodisierungs-Trias als ungenügend und anachronistisch erkannt worden; und auch die Epochenzäsur von 1500

---

<sup>1</sup> Heinz-D. Heimann: Einführung in die Geschichte des Mittelalters, Stuttgart 1997, 19ff. unter Berufung auf Uwe Neddermeyer und Dieter Mertens. Vgl. darüber hinaus Erich Meuthen: Gab es ein spätes Mittelalter?, in: Johannes Kunisch (Hg.): Spätzeit. Studien zu den Problemen eines historischen Epochenbegriffs, Berlin 1990, 91-135.

wird schon seit vielen Wissenschaftlergenerationen mit guten Gründen in Frage gestellt. Dennoch reproduzieren sich diese Einteilungen institutionell immer wieder auf Neue, weil die Denominationen der meisten Stellen den überkommenen Schemata folgen und weil der wissenschaftliche Nachwuchs entsprechend sozialisiert wird. Eine noble Ausnahme macht hier vor allem die Landesgeschichte - offenbar ist es nach den Spielregeln der Zunft erlaubt, auf einem soliden räumlichen Standbein ruhend, mit dem zeitlichen Spielbein um so heftiger auszugreifen. Kein Zufall also, daß die heutige Tagung an einem landesgeschichtlichen Institut stattfindet.<sup>2</sup> Alle Äußerungen zu Periodisierungsfragen sind mithin zugleich fachpolitische Äußerungen von Mediävisten, von Frühneuzeitlern oder Neuzeitlern, Äußerungen mithin, in denen auch die eigene professionelle Identität verhandelt wird.

Die Frühneuzeit, die ich momentan institutionell zu vertreten habe, ist im Konzert dieser Stimmen ohnehin die jüngste: Der Epochenbegriff FNZ wurde in Deutschland nicht vor den Fünfziger Jahren benutzt, erst seit den Siebziger Jahren gibt es eigene Frühneuzeit-Professuren.<sup>3</sup> Die Etablierung als eigene Subdisziplin hat widersprüchliche Auswirkungen auf die Betrachtung der Zeit um 1500 gehabt. Einerseits wurde durch die Anerkennung eines fundamentalen Bruches um 1800, mit der Akzeptanz der Neuartigkeit der technisch-industriellen Welt im Sinne Werner Conzecs das Ancien Régime näher an das Mittelalter herangerückt, als es die herkömmliche Periodisierung nahelegte. Jetzt erschien die Kosellecksche 'Sattelzeit' zwischen 1750 und 1800 als die große Wasserscheide zwischen den Epochen. Andererseits betonen Vertreter der neuen Disziplin sehr stark die Zukunftsorientiertheit dieser Epoche; Schulzes vielzitierte Wendung von der Frühneuzeit als „Musterbuch der Moderne“<sup>4</sup> steht hier stellvertretend für viele ähnliche. Damit wird das Mittelalter wiederum deutlich von der Neueren Geschichte abgekoppelt. Unter dem Strich zum gleichen Ergebnis kommt Paul Nolte, der von der Warte eines Historikers des 19. und 20. Jahrhunderts für die „Einheit der neueren Geschichte“ und für eine Analyse langfristiger Prozesse plädiert. Seine überzeugende Stellungnahme gegen eine ideologische Zementierung der Zäsur um 1800 droht implizit zur Festschreibung der Zäsur um 1500 beizutragen. Dabei ist es bezeichnend, daß die von ihm gewählten Beispiele zwar den zeitlichen Graben um 1800 übergreifen, denjenigen um 1500 jedoch auch – sieht man einmal von der Expansion nach Übersee ab.<sup>5</sup> Denn weder die als Beispiele gewählte

---

<sup>2</sup> Ebensovienig wie der Hinweis von Ernst Hinrichs, Landes- und Regionalgeschichte, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek bei Hamburg 1998, 539-556, hier 544 auf Dietrich Gerhards 'Old Europe' ein Zufall ist.

<sup>3</sup> Rudolf Vierhaus: Vom Nutzen und Nachteil des Begriffs „Frühe Neuzeit“. Fragen und Thesen, in: Ders. (Hg.): Frühe Neuzeit – frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen, Göttingen 1992, 13-25; Winfried Schulze: „Von den großen Anfängen des neuen Welttheaters.“ Entwicklung, neuere Ansätze und Aufgaben der Frühneuzeitforschung, in: GWU 44 (1993), 3-18; Ilja Mieck: Die Frühe Neuzeit. Definitionsprobleme, Methodendiskussion, Forschungstendenzen, in: Nada Bošković Leimgruber (Hg.): Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Tendenzen und Forschungserträge, Paderborn 1997, 17-38; Anette Völker-Rasor (Hg.): Oldenbourg Geschichte Lehrbuch Frühe Neuzeit, München 2000, 402ff.

<sup>4</sup> Schulze: Frühneuzeitforschung, 9.

<sup>5</sup> Paul Nolte: Gibt es noch eine Einheit der neueren Geschichte?, in: ZHF 24 (1997), 377-399, hier 384ff.

Geschichte parlamentarischer Repräsentation noch diejenige des Bürgertums beginnt erst in einer klassisch bestimmten Neuzeit, und ebensowenig setzt Peter Blickle mit seiner Kommunalismus-These erst im 16. Jahrhundert ein. Insofern könnte man einwenden, daß der von Nolte formulierte Vorwurf einer Zäsurideologie auf ihn zurückfällt – freilich dürfen wir nicht vergessen, daß Periodisierungsvorschläge immer und zwangsläufig interessengeleitete Konstrukte darstellen, daß derartige Ordnungsversuche im Dickicht historischer Fakten immer Zusammengehöriges auseinanderreißt und trennt.

Nach diesen Bemerkungen zur ideologischen und institutionellen Gebundenheit von Periodisierungsvorschlägen nun zu den Konzepten selbst. Auf der Suche nach Konzepten, die Spätmittelalter und Frühe Neuzeit verklammern, stößt man unvermeidlich auf 'Alteuropa'. Dabei handelt es sich nun um alles andere als eine elaborierte Theorie, eher um eine „Verständigungshypothese, um vergleichsweise Gleichartiges festzuhalten und einen epochalen Zusammenhang aus einer bestimmten Perspektive sichtbar zu machen“, wie Hans Erich Bödeker und Ernst Hinrichs schreiben.<sup>6</sup> Als „Verständigungshypothese“ war Alteuropa bereits im programmatischen und – wohl mangels einschlägiger anderer Referenzstellen - vielzitierten Vorwort der neuen 'Zeitschrift für historische Forschung' im Jahr 1974 apostrophiert worden.<sup>7</sup> Eine Zusammenfassung der Teilperioden Spätmittelalter und Frühe Neuzeit sei nicht nur begründbar, so hieß es dort, sondern geradezu geboten. Gegenüber der älteren Periodisierung zeichne sich in neuerer Zeit die Unterscheidung von drei Zeitaltern „nachantiker“ Geschichte ab: ein „archaisches“ Zeitalter bis zum 11/12. Jh.; ein „alteuropäisches“ Zeitalter zwischen dem 12. und dem 18. bzw. frühen 19. Jh; schließlich ein industrielles Zeitalter. Als „Mittelstück nachantiker europäischer Geschichte“ verdiene die alteuropäische Epoche besondere Aufmerksamkeit, jedenfalls mehr, als ihr in Deutschland bisher geschenkt worden sei.

Das Vorwort der ZHF nennt in diesem Zusammenhang nur einen Namen: Otto Brunner. Der expliziten Anschluß an den bekannten – und in der letzten Zeit wegen seiner ideologischen und politischen Verstrickungen mit dem NS heftig kritisierten – österreichischen Geschichtsforscher ist allerdings problematisch. Neuerdings hat Reinhard Blänkner in einem lesenswerten Aufsatz darauf verwiesen, daß Brunners nach 1945 erfolgte alteuropäische Wende keineswegs jenes Zeitalter zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert im Blick hat, sondern daß 'Alteuropa' für Brunner „die Zeitspanne von Homer bis Goethe“ abdeckt.<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Hans Erich Bödeker/ Ernst Hinrichs: Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung, in: Dies. (Hgg.): Alteuropa – Ancien régime – frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung, Stuttgart 1991, 11-50, hier 24. Dort im folgenden eine Darstellung und kritische Würdigung der einschlägigen Konzepte.

<sup>7</sup> „Vorwort“, in: Zeitschrift für Historische Forschung, hrsg. v. Johannes Kunisch u.a., 1 (1974), 1f. Dazu wäre zu vergleichen Johannes Kunisch: Über den Epochencharakter der Frühen Neuzeit, in: E. Jäckel/ E. Weymar (Hgg.): Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit, Stuttgart 1975, 150-161.

<sup>8</sup> Reinhard Blänkner: Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Luise Schorn-Schütte (Hg.): Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem

Einschlägiger für unsere Zwecke sind die Überlegungen des zweiten Protagonisten des Alteuropa-Konzeptes, Dietrich Gerhard, der vergleichende Verfassungsgeschichte betrieb und überdies sowohl in Deutschland wie in Amerika lehrte.

Ein Vortrag über das Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, den er auf der Jahreshauptversammlung der American Historical Association 1954 hielt und der 1962 in deutscher Sprache erschien, dürfte das früheste und zugleich prägnanteste Zeugnis dieses Konzeptes sein. Gerhard kritisierte die überkommene Periodisierung als ideologisch und inhaltsleer und formulierte ausdrücklich das Ziel, eine andere „Einteilung“ an ihre Stelle zu setzen. Das „gegenwärtige Europa“ begann danach mit der Aufklärung sowie der industriellen und französischen Doppelrevolution und sei geprägt durch das Streben nach sozioökonomischer Veränderung und sozialer Gleichheit. Zur Zeit davor schreibt Gerhard: „Trotz vielfältiger Veränderungen darf die lange Zeitspanne vom elften bis zum achzehnten Jahrhundert doch als Einheit betrachtet werden, als die Epoche von „Alteuropa“. Obschon dies „Alteuropa“ gewiß nicht statisch gewesen ist, so haben in ihm doch den später erfolgreichen Kräften der Veränderung, der Zentralisation, des Strebens nach sozialer Gleichheit andere Kräfte siegreich entgegengewirkt. Damals überwiegen Überlieferung, landschaftliche Verwurzelung, ständische Gliederung. Diese Mächte geben Institutionen wie Sitte das Gepräge und werden ihrerseits durch diese gestärkt.“<sup>9</sup> In der sog. Renaissance des 12. Jahrhunderts erblickte er die Geburt zahlreicher Institutionen, die für die folgenden Jahrhunderte prägend werden sollten, etwa von Kirchenrecht, Hof, Bürgerstand.

Fast dreißig Jahre später legte Gerhard dann eine monographische Studie mit dem Titel „Old Europe. A Study of Continuity, 1000-1800“ vor.<sup>10</sup> Wenig später wurde sie mit einer Einführung von Peter Blickle in deutscher Sprache veröffentlicht, unter dem Titel „Das Abendland 800-1800. Ursprung und Gegenbild unserer Zeit“.<sup>11</sup> Daß dem Buch in Deutschland keine große Rezeption beschieden war, mag vielleicht schon mit der merkwürdigen Titeländerung zusammenhängen: Die Verschiebung von „Alteuropa“ zu „Abendland“ macht den programmatischen Charakter von Gerhards Zugriff unsichtbar und läßt ihn in einer okzidentalen Ursuppe verschwinden. Dadurch wird auch der Zugewinn von zweihundert Jahren im Titel erklärbar, die im Buchinhalt als „Prolog“ zur alteuropäischen Zeit abgehandelt werden. Allerdings muß man sagen, daß Gerhards Buch, gedacht als Einführung für seine amerikanischen Studenten, ohnehin all diejenigen enttäuschen muß, die große programmatische Würfe erwarten. In seinen knappen Vorüberlegungen greift er seine früher geäußerte Kritik an herkömmlichen Periodisierungsschemata auf. Er polemisiert

---

Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, Berlin 1999, 87-135, hier 117ff.

<sup>9</sup> Dietrich Gerhard: Zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, in: Ders., Alte und Neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1962, 40-56, hier 44.

<sup>10</sup> New York 1981.

<sup>11</sup> Freiburg 1985.

gegen einen ausschließlich „genetischen Zugang“, der nach den historischen Wurzeln der eigenen Institutionen frage, und plädiert dafür, „die Vergangenheit aus ihren eigenen Voraussetzungen zu verstehen“.<sup>12</sup> Gegen Braudels Vorstellung verschiedener Schichten von Vergangenheit mit jeweils eigenem Tempo setzt er seinen Anspruch, „die Vorstellung einer umfassenden Einheit, die das Verständnis einer Kultur oder einer Epoche ermöglicht“, nicht aufzugeben.<sup>13</sup> Bestimmend hierfür seien Ideen, aber vor allem Institutionen: „Die Institutionen sind das Rückrat jeder Kultur und daher jeder längeren Epoche. Man darf sie nicht isoliert sehen, denn relativ stabile materielle Bedingungen sind für sie erforderlich. Die Lebenseinstellung einer Gesellschaft entspricht ihren Institutionen; die Religion akzeptiert und billigt diese Einstellung, die Institutionen erhalten sie aufrecht.“<sup>14</sup> Insofern sieht Gerhard seine Aufgabe in der Beschreibung der gesamten institutionellen Merkmale einer Epoche, nicht in der Erklärung der beschriebenen Phänomene. Über sein Institutionenverständnis läßt er den Leser im Unklaren. Zwar nennt er Beispiele (Haus, Familie, Stände, Kirche, politische Administration); die Entgegensetzung zu den Ideen und zur Religion läßt erahnen, daß es auch Nicht-Institutionelles gibt. Insgesamt aber bleiben Begriffe und Konzept oft unpräzise.

Ich kann und will hier nicht Gerhards Buch näher vorstellen. Für unseren Kontext von besonderem Interesse ist der Abschnitt über 'Wandel und Kontinuität Alteuropas vom 14. bis zur Mitte des 17 Jhs.' Hier betont er Kontinuität der materiellen Lebensgrundlagen, die zwar immer wieder von der zirkulären Dynamik der Krisen vom Typ Ancien erschüttert, auch durch neue Erfindungen oder Handelskapitalismus verändert wurden, deren Auswirkungen aber lediglich segmentär bzw. auf kleinere soziale Schichten beschränkt gewesen wären. Selbst durch die Eroberung der neuen Welt habe sich kein grundlegender Wandel ergeben: Die Kolonisierung der Neuen Welt sei „primär eine Übertragung mediterraner Institutionen mit alter Tradition, einschließlich der Sklaverei“ nach Übersee gewesen.<sup>15</sup> Wie schon in seinem Aufsatz bewertet Gerhard die Modernität der Renaissance kritisch, betont die Gebundenheit der Humanisten an die überkommenen Normen und den christlichen Orientierungsrahmen. Auch Reformation und Religionskriege werden in ihrer welthistorischen Bedeutung stark relativiert: Zwar sei die Institution der Papstkirche durch zahlreiche Territorialkirchen ersetzt worden, doch hätten sich die beiden Ausprägungen in ihrem Charakter nicht grundlegend unterschieden. Die Bedeutung des christlichen Glaubens sei nicht geschwunden, sondern im Gegenteil habe es eine bisher ungekannte Durchdringung von Staat und Kirche und religiöse Konflikte ungeahnten Ausmaßes gegeben; eine zunehmende Verweltlichung – wir würden heute vielleicht von der beginnenden funktionalen Ausdifferenzierung politischer und wirtschaftlichen Teilsystems sprechen – habe sich erst an der Wende vom 17. zum 18.

---

<sup>12</sup> Ebd. 17.

<sup>13</sup> Ebd. 20.

<sup>14</sup> Ebd. 21.

<sup>15</sup> Ebd. 101.

Jahrhundert angedeutet. Insgesamt seien die ersten Jahrhunderte der sog. 'Neuzeit' noch sehr 'mittelalterlich' geprägt gewesen.

Wie ist das Alteuropa-Konzept zu beurteilen? Daß es trotz aller konzeptuellen Unschärfen in der Sozial- und Kulturgeschichte immer wieder zum Referenzpunkt gemacht wird, zeugt von einem gewissen Bedürfnis der Spezialforschung nach einem das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit überwölbenden Dach. Für die uns hier interessierende Zeit von 1450 bis 1550 bietet das Konzept unübersehbare Vorteile. Während sie im Kontext der Frühneuzeit-Debatten oft eher von randständiger Bedeutung ist, rückt sie hier geradezu ins Zentrum des alteuropäischen Zeitalters. Allerdings, und hier wird es sogleich wieder kritisch, erinnert dieses Zentrum allzusehr an das vielbeschworene Auge des Orkans, wo bekanntlich die Turbulenzen stillgelegt sind und trügerische Ruhe herrscht. Der gegen Otto Brunner in letzter Zeit vielstimmig erhobene Vorwurf der Ideologisierung, Harmonisierung und Romantisierung einer als 'statisch' gedachten Vormoderne trifft Gerhard sicher in viel geringerem Maße. Dennoch erscheint auch seine Variante von Alteuropa zu sehr auf säkulare Kontinuität angelegt und zu wenig um die Integration von Wandlungsfaktoren bemüht. Gerade wenn wir die ungeheure Dynamik jener Zeit zwischen 1450 und 1550 genauer betrachten und ernst nehmen, treten die Schwächen des Konzeptes deutlich hervor.

Wir müssen also nach Ansätzen fragen, die enger auf den Betrachtungszeitraum bezogen sind und die seiner Entwicklungsdynamik stärker Rechnung tragen. An dieser Stelle drängt sich der Anschluß an die Arbeiten des Mediävisten Peter Moraw geradezu auf. Von der Politik- und Reichsgeschichte her kommend, kennzeichnet er die Zeit seit ca. 1470 als eine Zeit „gestalteter Verdichtung“. Während für das Reich nach dem Zusammenbruch der Stauferherrschaft – sieht man einmal von der kurzen Phase eines hegemonialen Königtums unter Karl IV. ab – eher eine schwache Zentralgewalt und der Aufstieg der Territorialherren charakteristisch gewesen seien, habe sich seit ca. 1470 eine neue politische Dynamik entfaltet. Es war nicht nur der Aufstieg der Habsburger zur österreichisch-burgundischen Großdynastie, die sich in jenen Jahren abspielte, sondern auch ein struktureller Veränderungsprozeß, der durch äußere Bedrohungen durch Türken und Ungarn, Burgunder und Franzosen angestoßen und beschleunigt wurde. „Charakteristisch für diese neue Epoche in der spätmittelalterlichen Verfassungsgeschichte sei auf der Seite des Königs 'die verstärkte Verrechtlichung und Fiskalisierung von Herrschaft und Verwaltung' gewesen, während sich auf der anderen Seite mit dem Reichstag ein institutionalisierter Dualismus zwischen König und Reichsständen herausgebildet habe, so daß neben dem Reichstag ein institutionalisiertes und teilweise verwaltetes Reich in einem neuen Sinn“<sup>16</sup> getreten sei.“<sup>16</sup> Zu den vielen Innovationen der damaligen Zeit gehörte auch die Berufung auf die 'deutsche

---

<sup>16</sup> Karl-Friedrich Krieger, König, Reich und Reichsreform im Spätmittelalter, München 1992, 60.

Nation', die in den 1470er Jahren in ganz neuer Weise als politische Propagandafigur eingesetzt wurde und die in der Reformationszeit ihr antirömisches Potential entfalten sollte. Zu den Vorteilen von Moraws Konzept gehört die Tatsache, daß sich die angesprochene Verdichtung präzise an der Genese vielfältiger Institutionen nachvollziehen läßt. Hier ist in erster Linie die Umformung der Hof- und Städtetage des 15. Jahrhunderts zu förmlichen Reichstagen zu nennen – der Begriff ist nicht vor 1495 bezeugt. Die Entstehung anderer Reichsinstitutionen wie des Reichskammergerichtes gehört ebenso zu diesem Institutionalisierungsschub wie die fortschreitende Verschriftlichung und Vereinheitlichung von Normen, wie sie sich in den Reichspolizeiordnungen oder in der Carolina zu Beginn der 1530er Jahre kristallisiert. Zu betonen ist aber, daß sich der Moraw'sche Begriff der Verdichtung nicht auf den Bereich der Politik beschränkt. In seiner großen Monographie<sup>17</sup> wird der entsprechende Abschnitt mit „Aufbruch in Gesellschaft und Wirtschaft“ überschrieben; dazu gehört der demographische Aufschwung ebenso wie die Innovationen und die Intensivierungen im Bergbau. Einen besonderen Akzent setzt er bei den Fortschritten der Kommunikation. Natürlich wird die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern um 1450 gebührend gewürdigt, der zusammen mit der gleichzeitig in Deutschland entwickelten Druckgraphik das Zeitalter der Massenkommunikation eröffnete. Nicht nur die Innovation an sich sei dabei bemerkenswert, sondern ihre Verbreitung in, so Moraw, geradezu „neuzeitlicher Geschwindigkeit“; in fünfzig Jahren schossen mindestens 1100 Druckereien an 265 Orten aus dem Boden. Daneben verweist Moraw auf eine andere Neuerung der Zeit, der Entstehung des Postwesens. Neben die früher alleine bestehenden Einzelboten trat in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhundert zuerst in Mailand, dann in Frankreich und um 1490 dann im Reich ein System fester Stationen, sog. Posten, die eine stafettenartige Weitergabe von Briefen und Nachrichten ermöglichten, indem die reitenden Boten immer ein und dieselbe kurze Strecke zurücklegten. Die von Maximilian I. 1490 unter der unternehmerischen Führung des Hauses Taxis gegründete kaiserliche Post blieb nicht lange der dynastisch-politischen Kommunikation vorbehalten, sondern wurde – schon aus finanzieller Notwendigkeit – schnell zur „Ordinari-Post“, zur öffentlichen Dienstleistung mit regelmäßigem Verkehr und geordnetem Tarifsystem. Buchdruck und Post begründeten zusammen, so kann man mit Michael North<sup>18</sup> sagen, die Kommunikationsrevolution des 16. Jahrhunderts. Der Druck stellte neue Medien zur Verfügung, die in der Lage waren, verschiedenartige Informationen, ob Nachrichten oder Propaganda, zu speichern und für eine Vielzahl von Rezipienten bereit zu halten. Die Post schuf die Voraussetzung zur fernräumlichen Verbreitung von schriftlichen gespeicherten Informationen, von Briefen,

---

<sup>17</sup> Peter Moraw: Von offener Verfassung zu gestalteter Verdichtung. Das Reich im späten Mittelalter 1250 bis 1490, Berlin 1985, 389ff.

<sup>18</sup> Vgl. zusammenfassend jetzt Michael North, Kommunikation, Handel, Geld und Banken in der Frühen Neuzeit (EDG 59), München 2000.



Nachrichten und Zeitungen; schnell begann sie aber auch Menschen entlang ihrer Stationen zu befördern und begründete so eine bisher unbekannte Mobilität.

Zweifellos charakterisiert der etwas sperrige Begriff der 'Verdichtung' also wesentliche Phänomene unseres Untersuchungszeitraums zutreffend. Als Prozeßbegriff trifft er die historische Dynamik und entfaltet nicht nur beschreibende, sondern auch analytische Kraft. Sicherlich umgreift er auch wesentliche Momente dessen, was in der Formulierung 'Zeit der Reformen' anklingt. Allerdings steht Moraw, wie ich finde zu Recht, dem Begriff der Reform, vor allem der Reichsreform kritisch gegenüber. „Reichsreform“, so könnte man seine Kritik reformulieren, suggeriert eine Einheit des Wollens und Handelns, die bei einer Vielzahl widerstrebender Partikularinteressen nicht gegeben war.<sup>19</sup> Überdies, so ließe sich ergänzen, ist es in zweifacher Hinsicht problematisch, sich mit der Verwendung der Reform-Begriffs als Epochenkennzeichen auf die Intentionen und die Begriffssprache der Zeitgenossen zu beziehen. Einmal sind viele der angesprochenen Prozesse das Ergebnis widerstreitender Interessen oder anonymer Prozesse und eben nicht von intentionalen Handlungen (nicht nur jedenfalls, aber natürlich auch, weswegen Moraw ja von „gestalteter“ Verdichtung spricht); und zweitens mag der Terminus der 're-formatio' sicher zutreffend die Wahrnehmung der Zeitgenossen wiedergeben, nach der Wiederherstellung der guten alten Zustände zu streben. De facto scheinen mir doch viele der von Reformern wie Nikolaus von Kues vorgeschlagenen Maßnahmen höchst innovativ; und was am Ende herauskam, etwa bei der Ausgestaltung politischer Institutionen auf Reichsebene, waren ebenfalls Neuprägungen.

Natürlich kann das Konzept der „Verdichtung“ auch kritisch befragt werden. Ob die Epoche wirklich so stark durch Umbruch und Erneuerung geprägt war, wäre näher und differenzierter zu diskutieren. Nehmen wir noch einmal den Bereich der Kommunikation als Beispiel: Trotz der scheinbar so eindeutigen Datenlage (Erfindung des Buchdrucks um 1450, Gründung der Reichspost um 1490) erhebt sich von doppelter Seite Widerspruch gegen eine Überbetonung des Zäsurcharakters der Epoche in kommunikationsgeschichtlicher Hinsicht. Aus der Mediävistik kommen Stimmen, die vor einer Unterschätzung der älteren Medien und Institutionen warnen. So hob Heinz-Dieter Heimann die Bedeutung des städtischen Botenwesens hervor, das sich im Gefolge der hochmittelalterlichen Urbanisierung im 14. und 15. Jahrhundert verbreitete. Bereits damit habe sich ein bedingt auch für eine größere Öffentlichkeit zugänglicher Postbetrieb mit beachtlicher Dichte etabliert.<sup>20</sup> Und was den Buchdruck angeht, so bezweifelte Uwe Neddermeyer auf der Grundlage breiter empirischer

---

<sup>19</sup> Moraw: Verfassung, 416.

<sup>20</sup> Hans-D. Heimann: „Briedredregher“. Kommunikations- und alltagsgeschichtliche Zugänge zur vormodernen Postgeschichte und Dienstleistungskultur, in: Kommunikation und Alltag in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 596. Band), Wien 1992, 251-291; vgl. ders. (Hg.): Kommunikationspraxis und Korrespondenzwesen im Mittelalter und in der Renaissance, München 1998.

Studien zur Handschriftenproduktion dessen revolutionären Charakter; bereits vor dem Druckzeitalter, aber auch noch lange nach dessen Erfindung, habe eine beachtliche Menge an Handschriften massenmediale Wirkung entfaltet.<sup>21</sup> Frühneuzeitler wie Wolfgang Behringer oder Michael North auf der anderen Seite konzedieren zwar, daß der Grundstein für die frühneuzeitliche Kommunikationsrevolution schon im ausgehenden Mittelalter gelegt wurde, sind aber dezidiert der Auffassung, daß die Revolution selbst erst im Verlauf bzw. am Ende des 16. Jahrhunderts voll zum Durchbruch gekommen sei. Michael North faßt diese Tatsache z. B. in die Formulierung, „daß trotz der revolutionären Umwälzung der Kommunikationssysteme die Entwicklung der einzelnen Medien durchaus evolutionär verlief.“<sup>22</sup> Angesichts dieses Zangenangriffs nehmen sich die kommunikationsgeschichtlichen Neuerungen der Zeit ab 1450 wesentlich bescheidener aus als von Moraw skizziert.

Stark bleibt die These von der Verdichtung also vor allem dort, wo sie ihren Ausgangspunkt hat, im verfassungs- und politikgeschichtlichen Bereich. Andere historische Dimension werden m. E. von ihr kaum berührt, so z. B. und vor allem der Bereich „Religion und Kirche“. Nur sehr metaphorisch passen sich die unter der Überschrift „Kirchenkrise und Kirchenreform“ verhandelten Phänomene in den konzeptuellen Rahmen ein. Dabei bleibt die Reformation und ihre Vorgeschichte ein entscheidender Angelpunkt für die Deutung der Epoche, die uns auf dieser Tagung beschäftigen wird. „Man mag die Reformation beurteilen und schätzen, wie man will“, so schrieb der Wittenberger Geschichtswissenschaftler Johann Matthias Schroeckh (1733-1808) im Jahr 1804, „sie ist und bleibt einmal die folgenreiche Hauptveränderung im Zustande der christlichen Religion, von der alle neuere merkwürdigere Schicksale derselben in den Abendländern abhängen.“<sup>23</sup> Deutungen der Reformation sind damit zugleich immer ein Prüfstein für die Angemessenheit der Epochendeutung überhaupt. Ich will deshalb im folgenden danach fragen, wie das Problem von Wandel und Beharrung, Erneuerung und Kontinuität im Zusammenhang mit der Reformation in der neueren Geschichtswissenschaft verhandelt worden ist.

Traditionell, daran sein nur kurz erinnert, wurde und wird z. T. bis heute die Reformation ja als Reaktion auf ein komplexes Krisenszenario gedeutet: Verrechtlichung, Verweltlichung und Fiskalisierung der Kirche wären abstraktere moralisch-sittlicher Verfall und Pfründenhäufung des Klerus etwas konkretere Stichworte. Insgesamt lief die gesamte Geschichte des Spätmittelalters auf die Luthersche Befreiungstat hinaus nach der einfachen Rechnung: desolante Zustände in der Kirche plus Luthers Genialität gleich Reformation.

---

<sup>21</sup> Uwe Nedermeier: Wann begann das 'Buchzeitalter'?, in: Zeitschrift für historische Forschung 20 (1993), 205-216; jetzt auf breiter Grundlage Ders., Von der Handschrift zum gedruckten Buch. Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Quantitative und qualitative Aspekte, 2 Bände, Wiesbaden 1998.

<sup>22</sup> North: Kommunikation, 51.- Vgl. pointiert zum Dissens über den Zäsurcharakter der Postgründung der Tagungsbericht von Ulrich Speck: Der portionierte Raum. Damals: Die Post als Kern einer Kommunikationsrevolution, in: FAZ 7. Mai 1997, N 6.

<sup>23</sup> Peter Meinhold, Geschichte der kirchlichen Historiographie, Bd. 2, Freiburg, 89.

Bernd Moeller hat in diesem Zusammenhang einmal von Pulverfaßtheorien gesprochen: Danach hatte sich im ausgehenden Mittelalter genügend Sprengstoff für die alte Kirche angesammelt, jetzt mußte nur noch der Sprengmeister Luther kommen, um die Zündschnur zu entflammen.<sup>24</sup> Natürlich gab es Gegenstimmen wie die des Frankfurter Theologen und Historiker Johannes Janssen: Er sah in der Reformation die Zerstörerin einer blühenden und intakten spätmittelalterlichen Kultur, ebenso einen politischen Spaltpilz, der den Niedergang des Reiches und den Aufstieg des territorialen Partikularismus beschleunigt habe. Sein Erklärungsmodell funktioniert aber gleichsam spiegelbildlich zu den Pulverfaß-Konzepten. Beide Modelle, und darauf kommt es mir hier an, betonen den Zäsurcharakter der Reformation und sehen nur einen negativen Zusammenhang zwischen ihr und der Zeit zuvor. Kontinuitäten spielen kaum eine Rolle.

Eine Neuakzentuierung der Epochenschwelle in den Debatten der Historiker und Kirchenhistoriker zeichnete sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ab. Ihr vielleicht markantestes Charakteristikum besteht darin, stärkere Fäden zwischen dem Spätmittelalter und der Reformationszeit zu knüpfen und Kontinuitätslinien zu betonen, wo vorher meist Brüche gesehen wurden. Inzwischen klassisch geworden ist eine Skizze des protestantischen Gelehrten Bernd Möller aus dem Jahr 1965 über 'Frömmigkeit in Deutschland um 1500'.<sup>25</sup> In religionsgeschichtlicher Hinsicht betont Möller die Einheit der spätmittelalterlichen Epoche. Ihr bestimmendes Kennzeichen sei "ihre geschlossene Kirchlichkeit" gewesen, die keineswegs von Auflösung bedroht gewesen sei. Im Gegenteil: die im Hochmittelalter die Kirche herausfordernden Ketzereien hätten im 14. und insbesondere im 15. Jahrhundert an Kraft verloren. Was danach vor die Inquisitoren gekommen sei, waren fast ausschließlich mehr oder weniger harmlose Unruhestifter, Gotteslästerer oder eifervolle Fromme. Die religiöse Leidenschaft habe ihren Höhepunkt in Form von Bruderschaften, Wallfahrten und frommen Stiftungen erreicht gehabt. Zwei Grundtendenzen zeichneten das Spätmittelalter in Möllers Sichtweise aus: "Auf der einen Seite ein Zug zur Massenhaftigkeit, zur womöglich bis zur Gewalttat wilden Erregtheit, die Neigung, das Heilige zu simplifizieren und gemein zu machen, auf der anderen Seite ein zarter Individualismus, der Hang zur stillen Innerlichkeit und inniger Schlichtheit." Unter die erste Tendenz werden etwa Wundererscheinungen, der Beginn der Hexenverfolgungen, das Aufeinandertürmen von Reliquien und Messen bis ins Grotteske gerechnet. Unter der zweiten Tendenz werden die Ausläufer der Mystik und der devotio moderna gerechnet, denen allerdings der theologische Tiefgang abgesprochen wird.

Moeller greift, das mag in den wenigen Sätzen angeklungen sein, viele der alten Kirchengeschichts-Motive auf, gibt aber abweichende Bewertungen: So relativiert er die

---

<sup>24</sup> Bernd Moeller: Die Rezeption Luthers in der frühen Reformation, in: Berndt Hamm, Bernd Moeller, Dorothea Wendebourg, Reformationstheorien. Ein kirchenhistorischer Disput über Einheit und Vielfalt der Reformation, Göttingen 1995, 13, im Anschluß an Johannes Haller: Der Ursprung der Reformation, Tübingen 1917.

<sup>25</sup> ARG 56 (1965), 5-31.

Bedeutung der wachsenden Kirchenkritik ebenso wie die alten apodiktischen Urteile über den Sittenverfall und das Bildungsdefizit des Klerus. Sein Resümee, der Klerus habe keine geistlichen und geistigen Impulse mehr geben können, bleibt jedoch letztlich als Erklärung der Reformation unbefriedigend; es gelingt ihm nicht, sein neues Bild von der vorreformatorischen Frömmigkeit mit dem reformatorischen Geschehen organisch zu verkoppeln, ohne auf alte Topoi der Kirchengeschichtsschreibung oder eben auf den Lutherschen Genius zurückgreifen zu müssen. So betonte Gunther Zimmermann zwanzig Jahre später zu Recht, daß die maßgeblich von einer Generation engagierter Theologen getragene Reformation selber den besten Gegenbeweis zu Moellers These liefere. Zimmermann selbst war allerdings auch nicht besonders erfolgreich in seinem Bemühen, die Möllersche Diagnose schärfer auf den Punkt zu bringen. Läßt man sein soziologisches Theoriegepäck einmal außer acht, das systemtheoretische und interaktionistische Elemente auf wenig überzeugende Weise zu verbinden sucht, konstatiert er einen Gegensatz zwischen Institution 'Kirche' und gelebter Frömmigkeit. Die Laien hätten im Zuge der wachsenden Verchristlichung des Spätmittelalters eine funktionale Autonomie gegenüber der Institution und deren Repräsentanten, des Klerus, erlangt; dieser habe auf die neuen religiösen Bedürfnisse der Laien im alten Rahmen nicht reagieren können. Die Aufsätze Moellers und Zimmermanns lassen das grundlegende Problem erkennen, an dem sich alle neueren Reformationsdeutungen abzarbeiten haben: Die Betonung der Kontinuitätslinien zwischen dem 15. und dem 16. Jahrhundert macht es umso wichtiger, die Bruchstellen genau herauszuarbeiten.

Unter den Kirchenhistorikern hat sich in jüngster Zeit vor allem der Erlanger Berndt Hamm mit seinem Konzept der 'normativen Zentrierung' an einer umfassenden Reformationsdeutung versucht. Darunter versteht er „die Ausrichtung von Religion und Gesellschaft auf eine orientierende und maßgebende, regulierende und legitimierende Mitte hin“.<sup>26</sup> Unter dem Dach der normativen Zentrierung vereint Hamm das Spätmittelalter, die Reformation und die Epoche der Konfessionalisierung, wobei er Differenzen nicht unterschlägt. Wichtig ist ihm aber zunächst, daß bestimmte Zentrierungsbedürfnisse der Reformationszeit bereits im Spätmittelalter zu erkennen sind: So finden die berühmten 'sola'-Prinzipien Luthers zahlreiche Vorläufer bei spätmittelalterlichen Theologen, z.B. dem Pariser Universitätskanzler Jean Gerson. Die Konzentration auf bestimmte Fundamentalprinzipien des Glaubens, auf Christus und das Passionsgeschehen, auf die Barmherzigkeit und auf das Gottvertrauen schlägt sich nach Hamm insbesondere in der „Frömmigkeitstheologie“ nieder, ebenfalls einer Hammschen Begriffsschöpfung: Er versteht darunter eine Theologie, „die reflektierend und anleitend ausschließlich der rechten, heilsamen Lebensgestaltung der

---

<sup>26</sup> Berndt Hamm, Normative Zentrierung im 15. und 16. Jahrhundert. Beobachtungen zu Religiosität, Theologie und Ikonologie, in: ZHF 26 (1999), 163-202, hier 164f.

Christen dienen will und alles dieser geistlich-seelsorgerlichen Zielsetzung unterordnet“.<sup>27</sup> Allerdings bleibt auch Hamm zuletzt evangelischer Kirchenhistoriker genug, um – nachdem er breit die Zentrierungstendenzen des Spätmittelalters ausgemalt hat – am Ende zu relativieren, in dieser Epoche könne nur mit Einschränkung von normativer Zentrierung gesprochen werden und erst die Reformation habe der Zentrierungstendenz zum Durchbruch verholfen, habe mit dem mittelalterlichen „Gradualismus“ gebrochen.<sup>28</sup> Liegt schon hier eine deutliche traditionalistische Akzentverschiebung vor, so sind die Schwächen von Hamms Entwurf gerade angesichts seines Anspruchs auf Verallgemeinerungsfähigkeit besonders deutlich. Sein Konzept sei problemlos mit Deutungen kompatibel, so Hamm, die sich auf andere Bereiche der Gesellschaft beziehen. Normative Zentrierung in Recht und Politik sieht Hamm als verwandt bzw. synonym zu jenen von Moraw diagnostizierten Verdichtungsvorgängen, zur von Oestreich postulierten Sozialdisziplinierung oder auch eng verbunden mit den verschiedenen Reformprojekten des 15. Jahrhunderts, die ebenfalls auf eine normative Zentrierung bzw. Re-Zentrierung zielten. In polemischer Zuspitzung ließe sich gegen Hamms Begriff einwenden, daß er sich als Überschrift zur Zusammenbindung höchst disparater Prozesse und Phänomene eignet, es ihm aber an analytischer Kraft zur Sinndeutung und/oder Erklärung mangelt.

Deutlich bescheidener ist ein anderes reformationsgeschichtliches Paradigma angelegt, das der Hamburger Theologie- und Sozialhistoriker Hans-Jürgen Goertz wesentlich mitgeprägt hat: das Konzept des „Antiklerikalismus“.<sup>29</sup> Der Begriff selbst ist nicht zeitgenössisch. Er entstand erst im 19. Jahrhundert in den Auseinandersetzungen um den politischen und kulturellen Einfluß, den der römisch-katholische Klerus im gesellschaftlichen Leben zahlreicher europäischer Staaten immer noch ausübte. Wo er sich mit atheistischer Religionskritik verband, wurde er nicht nur zu einer energischen Kampfansage an die Hierarchie der Kirche, sondern beinhaltete einen grundsätzlichen Angriff auf die religiösen Inhalte überhaupt. Losungen wie die von der „Religion als Opium des Volkes“ (Karl Marx) vertragen sich mit den Bewußtseinsinhalten spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Zeitgenossen nur schwer; und so haben zahlreiche Forscher Vorbehalte gegen die Anwendung des Begriffes auf die Reformationszeit geäußert.<sup>30</sup> Ging es doch damals nicht darum, klerikale Einflüsse aus dem öffentlichen Leben zurückzudrängen, die Religion in den Bereich des Privaten zu verbannen oder aus dem Bewußtsein der Menschen zu entfernen. Vielmehr wurde damals an den Amtsträgern der Kirche aus dem Bedürfnis ursprünglicher

---

<sup>27</sup> Ebd. 177.

<sup>28</sup> Ebd. 201; vgl. Ders.: Einheit und Vielfalt der Reformation – oder: Was die Reformation zur Reformation machte, in: Hamm, Moeller, Wendenbourg: Reformationstheorien, 57-127, hier 73ff.

<sup>29</sup> Vor allem Hans-Jürgen Goertz: Antiklerikalismus und Reformation, Göttingen 1995; vgl. schon Peter A.

Dykema/ Heiko A. Oberman (Hgg.): Anticlericalism in Late Medieval and Early Modern Europe, Leiden 1993.

<sup>30</sup> Vor allem Klaus Schreiner: Gab es im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit Antiklerikalismus? Von der Schwierigkeit, aus einem modernen Kampfbegriff eine Kategorie historischer Erkenntnis zu machen, in: ZfH 21 (1994), 513-521.

Religiosität heraus Kritik geübt, wie auch Goertz hervorhebt. Der Klerus sei verspottet und beschimpft, bedroht und tötlich angegriffen worden, weil er sich vielfach der Vernachlässigung von Amtspflichten schuldig gemacht hätte; so speiste sich der Antiklerikalismus zum einen aus dem moralischen Fehlverhalten derjenigen, die von ihrem Selbstverständnis her die Repräsentanten christlicher Vollkommenheit sein sollten, diesem hohen Anspruch aber nicht gerecht wurden. In den zahlreichen, als ungerecht empfundenen Privilegien habe sich zum anderen jedoch auch ein strukturelles Problem des Klerus als abgehobener Stand niedergeschlagen. Bürgerliche und bäuerliche Kritik habe sich gegen Steuerbefreiung, gegen die Befreiung von Kriegs- und Wachdiensten, gegen die wirtschaftliche Konkurrenz und die Privilegien durch die kirchliche Gerichtsbarkeit gewandt. Dieser vorreformatorische Antiklerikalismus hätte das Ziel verfolgt, nicht den Klerus abzuschaffen, sondern ihn in einer besseren Form zu erhalten. In der Reformationszeit kam es dann zu einer Radikalisierung, die in gewalthaften, tumultarischen Aktionen in der Kirche ebenso ihren Niederschlag fand wie in bekannten reformatorischen Bildpropaganda. Nun sollte der geistliche Stand nicht mehr lediglich verbessert, sondern völlig abgeschafft werden. Die Ablehnung des Klerikerstandes als Instrument der alten, hinfälligen Werkgerechtigkeit und die Entwicklung der Losung vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen, theologische Kernaussage der Reformation, gehen nach Goertz ihre Hand in Hand, bestärken sich gegenseitig.

Das Konzept Antiklerikalismus hat m. E. einige beachtliche Vorteile auf seiner Seite, weshalb es nicht einfach zugunsten anderer, zeitnäherer Begriffe wie „Erneuerung“ oder „Reform“ ersetzt werden kann und sollte. Sowohl in chronologischer als auch in systematischer Hinsicht kann es Brücken schlagen helfen. Spätmittelalter und Reformationszeit rücken unter dieser Perspektive enger zusammen als bisher. Bei aller Kontinuität wird aber ein qualitativer Wandel der Reformation eingeräumt, ja dieser Wandel wird unter der Vergleichsperspektive besser sichtbar. Ein Brückenschlag gelingt Goertz damit auch zwischen Theologie- und Sozialgeschichte. Die Durchschlagskraft reformatorischer Theologie wird erst durch den Nachweis ihrer Verwurzelung in einer weit verbreiteten mentalen Grundstimmung so recht verständlich. Umgekehrt wird für die Sozial- und Kulturgeschichte der Reformation ein attraktives Paradigma bereitgestellt, das die vielen Einzeluntersuchungen bündeln kann. Anregungspotentiale für die konkrete historische Forschung zu liefern, stellt sicherlich nicht das kleinste Verdienst eines brauchbaren Paradigmas dar. Ich verweise in diesem Zusammenhang nur auf die vielen neuen Untersuchungen zum Ikonoklasmus verweisen, die ebenfalls zunehmend den Bildersturm als ein das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit übergreifendes Phänomen untersuchen.<sup>31</sup>

---

<sup>31</sup> Bob Scribner (Hg.): Bildersturm im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, Wiesbaden 1990; Norbert Schnitzler: Ikonoklasmus - Bildersturm. Theologischer Bilderstreit und ikonoklastisches Handeln während des 15.

Der Preis für die Vorteile eines solchen Paradigmas wie des Antiklerikalismus ist seine begrenzte Reichweite: Es handelt sich dabei – selbstverständlich! – nicht um ein Großkonzept wie „Alteuropa“ oder „gestaltete Verdichtung“, sondern um ein Konzept mittlerer Reichweite. Wer nach generalisierenderen Konzepten der Reformationsdeutung sucht, sei zuletzt an die Kommunalismus-These Peter Blickles erinnert. Sie greift entschieden über das Feld der Religions- und Kirchengeschichte hinaus und sucht eine verfassungsgeschichtliche Grundierung der Reformation. Zehn Jahre nach seinem Buch über die 'Gemeindereformation' von 1985 pointierte Blickle seine Sicht der Dinge noch einmal in einem HZ-Aufsatz über „Reformation und kommunaler Geist“.<sup>32</sup> Selbstverständlich sind die im Titel anklingenden Assoziationen zur Protestantismus-Kapitalismus-These Max Webers gewollt: Wie der Kapitalismus dem Geist des Protestantismus entsprungen sei, so habe der kommunale Geist des Spätmittelalters die Reformation hervorgebracht. Die Zeit zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert sieht Blickle geprägt durch die Entstehung von städtischen und dörflichen Gemeinden, vertraglich konstituierten und eidlich bekräftigten politischen Institutionen, die durch gemeindlich legitimierte (oft durch Wahl) Amtmänner repräsentiert werden, die sich am Leitwert des *bonum commune*, des Gemeinen Nutzens orientieren und die neues Recht setzen, statt lediglich altes Recht auszulegen. In zweifacher Weise stellt die Gemeindeverfassung eine notwendige Vorbedingung der Reformation dar. Einmal gebe es eine Wahlverwandtschaft zwischen kommunalem Geist und reformatorischer Theologie, existiere eine regelrechte „Gemeinetheologie“, die sich etwa in der berühmten Formel vom 'Priestertum aller Gläubigen' niederschläge. Dabei verkennt Blickle nicht die Unterschiede zwischen Luthertum und Reformiertentum, will diese sogar im Gegenteil aus dem unterschiedlichen kommunalen Erfahrungshintergrund der Reformatoren erklären. Zwingli's Theologie, vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen mit der oberdeutsch-schweizerischen Städtelandschaft gedeutet, habe den Gemeindegedanken stärker verankert als Luther; sein Verständnis des Abendmahls als Gedächtnisfeier sei z.B. eine kirchliche Variante des bürgerlichen Schwörtages. Zweitens dann wird der Konnex zwischen Gemeinde und Reformation als ein Faktor der Ereignisgeschichte verstanden: ohne den Druck der dörflichen und städtischen Gemeinden gleichsam 'von unten' wäre der Reformation in der Frühzeit kein Erfolg beschieden gewesen, oder anders gesagt: Die erfolgreiche Durchsetzung der evangelischen Predigt, die Einsetzung neuer Prediger, die Umwidmung alter Pfründen u.v.m. sei ohne die etablierte Stärke der Gemeinde nicht möglich gewesen.

Ebenso wie Goertz schlägt Blickle mit seinem Konzept Brücken zwischen verschiedenen, zuvor getrennten historischen Analysedimensionen, zwischen Theologie, Sozialgeschichte

---

und 16. Jahrhunderts, München 1996; Lee Palmer Wandel: *Voracious idols and violent hands. Iconoclasm in Reformation, Zurich, Strasbourg, and Basel*, Cambridge 1995.

<sup>32</sup> Peter Blickle, *Reformation und kommunaler Geist. Die Antwort der Theologen auf den Verfassungswandel im Spätmittelalter*, in: HZ 261 (1995), 365-402.

und politischer Verfassung. Auch er beschränkt sich nicht auf die unmittelbare Vorgeschichte der Reformation, sondern greift auf die gesamte Zeit des Spätmittelalters zurück. Warum Blickle das Vorwort zur deutschen Ausgabe von Dietrich Gerhards eben besprochenem Buch verfaßte, wird spätestens hier deutlich. Sein Konzept ruht auf der 'Alteuropa'-Vorstellung Gerhard's auf und betont ebenfalls die Bedeutung der alteuropäischen Institutionen, insbesondere der Verfassungsinstitutionen. „Die Gemeinde als Institution der Verfassung setzte die Reformation durch“<sup>33</sup>, so formuliert Blickle apodiktisch. Damit zugleich legt er allerdings – im Gegensatz zu Gerhard – den Akzent auf die dynamische Kraft dieser Institutionen, die historischen Wandel welthistorischen Ausmaßes zu initiieren in der Lage waren.

Blickles Thesen sind bekanntlich höchst umstritten. Zumindest ihre Verallgemeinerungsfähigkeit für das ganze Reich oder sogar für ganz Europa erscheint fragwürdig: So werden Italien, Spanien und Skandinavien als Kernzonen des spätmittelalterlichen Kommunalismus in Europa genannt, später jedoch ohne nähere Erklärung eingeräumt, dort hätte die Reformation – im Unterschied zu den Niederlanden oder zur Schweiz – kaum Resonanz gefunden.<sup>34</sup> Zumindest europaweit dürfte deshalb die Behauptung, die Ereignisse der Reformation seien „der Terrassierung der Verfassung, unter der die Menschen lebten“ gefolgt<sup>35</sup>, ein wenig gewagt erscheinen. Wie immer aber man zu Blickles Thesen stehen mag, sie haben in den vergangenen 20 Jahren einen der attraktivsten Brückenschläge zwischen Spätmittelalter und Früher Neuzeit möglich gemacht. Damit bin am Ende einer Sichtung der Forschungslandschaft angekommen, die sicherlich eher einem Spaziergang als einer systematischen Vermessung gleichkam. Ein Resümee im strengen Sinn ist deswegen kaum möglich. Ich will hier lediglich mit dem Verweis auf eine Gemeinsamkeit der zuletzt angeführten Deutungsmuster schließen, die sich für unsere Zwecke ebensogut als Stärke wie als Schwäche erweisen kann. Anders als die „Verdichtung“ greifen die Konzepte der „normativen Zentrierung“, des „Antiklerikalismus“ oder des „Kommunalismus“ weit über die unmittelbare Vorgeschichte der Reformation zurück ins 13. und 14. Jahrhundert. Sie fügen sich so mehr oder weniger gut in eine alteuropäische Lesart der Reformation ein. Der Zeitraum 1450-1550 kann als besondere Phase jener Großepoche gesehen werden, die nach wie vor mit guten Gründen als Einheit konzipiert werden kann. Gewinnbringend für die historische Forschung kann das Konzept 'Alteuropa' jedoch nur sein, wenn es methodisch und inhaltlich präziser konturiert wird und wenn ideologische Altlasten beseitigt werden. Zum einen wäre im Anschluß an Dietrich Gerhard der Institutionenbegriff genauer zu bestimmen; zum anderen muß das Konzept Wandlungsfaktoren stärker einbeziehen. Pointiert könnte man sagen, daß sich das

---

<sup>33</sup> Ebd. 396.

<sup>34</sup> Ebd. 374ff. bzw. 394f.

<sup>35</sup> Ebd. 396.



'Alteuropa'-Paradigma daran messen lassen muß, wie es mit der Dynamik der hier zur Diskussion stehenden hundert Jahre zurechtkommt.

Das bedeutet zugleich: Über die alteuropäische Einbettung dürfen die besondere Dynamik und das eigene Profil jener Zeit ab 1450 nicht in Vergessenheit geraten, die man vielleicht – in Anlehnung an die Sattelzeit, mit der man das Ancien Régime gewöhnlich enden läßt – als alteuropäische Achsenzeit ansprechen kann, eine Achsenzeit, die durch Institutionalisierungs- und Mobilisierungsschübe großen Umfangs gekennzeichnet ist. Das gilt auch und gerade für die Religionsgeschichte: Denken wir nur an den regelrechten Boom, den das Bruderschaftswesen – in Köln ebenso wie anderswo – in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlebte, wie man aus der monumentalen Quellenedition von Klaus Militzer lernen kann. Dabei handelt es sich um ein Phänomen, daß mit anderen religiösen Konjunkturen parallel geht: Auch Testamente, fromme Stiftungen und Wallfahrten erlebten einen solchen Boom. Überzeugende Deutungen fehlen bisher. Die besondere Fokussierung dieser Achsenzeit durch eigene Projekte und Tagungen, wie es in den kommenden zwei Tagen geschehen wird, stellt deshalb nach meiner Meinung ein überaus notwendiges Unterfangen dar. monumentalen Quellenedition von Klaus Militzer lernen kann. Dabei handelt es sich um ein Phänomen, daß mit anderen religiösen Konjunkturen parallel geht: Auch Testamente, fromme Stiftungen und Wallfahrten erlebten einen solchen Boom. Überzeugende Deutungen fehlen bisher. Die besondere Fokussierung dieser Achsenzeit durch eigene Projekte und Tagungen, wie es in den kommenden zwei Tagen geschehen wird, stellt deshalb nach meiner Meinung ein überaus notwendiges Unterfangen dar.